

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 115 (1989)
Heft: 13

Artikel: Musikalischer Zwischenfall
Autor: Regenass, René / Barth, Wolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-604536>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)


Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Musikalischer Zwischenfall



VON RENÉ REGENASS

SELBSTVERSTÄNDLICH KLOPFTE Sich an. Ich bin ein wohlzogener Mensch, lege Wert auf gute Manieren. Um genau zu sein: Ich klopfte mehrmals an, in Abständen. Doch niemand öffnete die Tür. Im Zimmer blieb es still, kein Geräusch – nichts. Offenbar war der Meister nicht anwesend, hatte vergessen, dass ich mit ihm verabredet war.

Zögernd drückte ich schliesslich die Klinke, öffnete behutsam die Tür. Der verehrte Meister schien tatsächlich nicht hier zu sein. Entschlossen, wenn auch leise, trat ich ein. Der grosse, schwarze Flügel glänzte im einfallenden Sonnenlicht. Aber der Meister sass nicht davor.

Ich sah mich um in dem kargen Raum, war einmal mehr erstaunt über dessen Leere: kein Bild, kein einziges Möbelstück, nur der Steinway-Flügel und daneben ein zusätzlicher Stuhl. Zufällig senkte ich meinen Blick. Da entdeckte ich ihn, den hochverehrten Meister. Er kroch auf allen Vieren unter dem Flügel hin und her, den Kopf tief gesenkt, so dass seine Nase beinahe das Parkett streifte. Es war ein seltsamer Anblick, um so mehr, als der Meister seinen Frack angezogen hatte. Dies an einem gewöhnlichen Tag, am Morgen, wo weder fremde Gäste noch ein Hauskonzert angesagt waren.

Er gewahrte mich nicht oder wollte aus irgendeinem Grund von mir keine Notiz nehmen. Ich überlegte kurz, ob ich mich räuspern sollte. Doch ich verwarf diesen Gedanken sogleich wieder. Was auch immer den Meister bewegt hatte, seinen geliebten Platz am Flügel zu verlassen, ich durfte ihn nicht stören. Vielleicht gehörte dieses Verhalten zur Inspiration, wollte er damit seine Verbundenheit mit dem Flügel bekunden, aber trotzdem eine gewisse Distanz zur Tastatur wahren, damit die Eingebung sich frei entfalten konnte.

Ich blieb stehen und wartete. Irgendwann würde er mich gewiss bemerken, andernfalls schliche ich mich davon.

WIE LANGE ICH UNBEWEG-lich dagestanden habe, kann ich nicht sagen. Auf einmal hörte ich den Meister murmeln: «Irgendwo muss er doch sein, er kann sich nicht einfach in Luft aufgelöst haben.»

Der Meister geriet zusehends in eine immer grössere Aufregung. Schweisstropfen perlten von seiner hohen Stirn.

Der Meister dauerte mich, er war völlig durcheinander. Seine Erregung steigerte sich anscheinend unaufhaltsam, der Körper wurde nun von heftigen Zuckungen geschüttelt. Die langen Haare, sonst sorgfältig nach hinten gekämmt, fielen ihm in die Stirn, einzelne Strähnen bedeckten sein Gesicht. Mit zitternder Hand versuchte er, sie wegzuwischen.

Offensichtlich suchte der Meister etwas Bestimmtes.

Trug er nicht eine Brille? Doch, das war es: Er suchte offenbar seine Brille, die ihm beim Komponieren durch eine ungeschickte Bewegung zu Boden gefallen sein musste.

Ich konnte diesem entwürdigenden Schauspiel nicht mehr länger zusehen, sagte: «Suchen Sie, verehrter Meister, etwa Ihre Brille?»

Er hörte mich nicht. So trat ich näher, mein Schatten huschte über sein Gesicht. Da sah er hoch.

«Sie suchen gewiss Ihre Brille, Meister», wiederholte ich.

Er erkannte mich nicht, sah durch mich hindurch.

Die Situation wurde mir unheimlich.

Endlich öffneten sich seine Lippen.

«Meine Brille?» sagte er, «nein, die liegt auf dem Flügel.»

Tatsächlich, er hatte recht.

Ich nahm allen meinen Mut zusammen, entgegnete: «Aber warum denn, verehrter Meister, kriechen Sie auf dem Boden herum?»

Es kam keine Antwort. Nach einer qualvollen Weile blickte er wieder zu mir herauf. «Ich suche nicht meine Brille,» sagte er langsam. Und nach einer Pause fügte er hinzu: «Viel schlimmer noch, ich suche einen Ton, einen ganz bestimmten.»

Ich war verduzt, konsterniert. Was war nur in den Meister gefahren? Oder hatte ich mich verhört?

Zaghafte fragte ich nach: «Habe ich richtig verstanden, Sie suchen einen Ton?»

«Was denn sonst!» donnerte er zurück, so laut, dass ich zusammenzuckte. Immerhin, das war wieder der alte Meister, so wie ich ihn kannte und auch schätzte, selbst wenn diese unverhofften cholерischen Ausbrüche mich jedesmal ratlos machten, verletzten.

KANN ICH IHNEN BEHILFLICH sein? «Es ist mir lieber, Sie tun etwas, als bloss gelangweilt herumzustehen. Aber ich warne Sie: Wehe, wenn Sie den Ton beschädigen, ich werde Sie in Stücke reissen!»

«Ich werde sehr sorgfältig vorgehen,» sagte ich, während ich mich ebenfalls auf die Knie niederliess.

Der Boden unter dem Flügel war über und über mit Schweisstropfen bedeckt.

Der Meister schnaufte, tastete wie ein Blinder den Boden ab, stammelte: «Er darf nicht verloren sein, er darf es nicht, ein so herrlicher Ton darf für die Nachwelt nicht verloren sein!»

«Auf keinen Fall», sagte ich, «wir werden ihn ohne Zweifel finden.»

«Das sagen Sie! Ausgerechnet Sie, der nichts von Musik versteht!»

Die lange Freundschaft mit dem Meister hatte mich gelehrt, dass es sinnlos war, sich gegen seine gehässigen Bemerkungen zu wehren. Das hätte den Meister nur noch mehr gereizt. Auch wusste ich, dass er es nicht so meinte, wie es ihm über die Lippen kam. Ja, nachträglich tat es ihm sogar leid.

Meine Knie schmerzten, fieberhaft überlegte ich, auf welche Weise ich dem Spuk ein Ende bereiten, den Meister besänftigen könnte. Erst musst du ihn unter dem Flügel hervorlocken, sagte ich mir.

«Könnte es nicht sein», warf ich nebenbei ein, «dass sich der Ton irgendwo anders ver-

steckt hat; vielleicht ist er durch eine Ritze der Balkontür in den Garten entwichen.»

«Was sagen Sie da?» Der Meister starrte mich an, sein Blick war gläsern.

«Ich meine, der Ton muss nicht unbedingt unter dem Flügel sein.»

«Mein Gott», lispelte der Meister, «wenn er tatsächlich entwichen wäre, fort wie ein Vogel, wie ein Vogel! Was für eine Katastrophe, ich wäre erledigt, für immer erledigt ...»

Es wurde mir immer klarer, dass ich den verehrten Meister nicht zu beruhigen vermöchte. Aber Hilfe war dringend angezeigt. Der Meister war derart von Sinnen, dass ein körperlicher und seelischer Zusammenbruch nahe schien.

So wagte ich einen letzten Versuch: «Können Sie mir verraten, hochgeachteter Meister, was für ein Ton es war?»

Erneut fixierte mich der Meister mit seinen stechenden Augen. Plötzlich drehte er

sich auf den Knien um, kroch unter dem Flügel hervor und setzte sich auf den Stuhl, schlug eine Taste an.

«Das war der Ton», sagte er, «haben Sie gehört, Sie Hornochse!»

Auch diesmal nahm ich die Beleidigung nicht für bare Münze. Die Spannung hatte sich gelöst, und das war mir mehr wert als eine Entschuldigung.

«Sehen Sie», rief ich, «dann ist ja alles gut.»

Der Meister hörte meine Worte nicht mehr, verzückt glitten seine Finger über die Tasten. Zwischendurch hielt er kurz inne, schrieb die entsprechenden Noten auf. Meine Anwesenheit hatte er wahrscheinlich bereits vergessen.

ERST JETZT FÜHLTE ICH MICH erniedrigt, gedemütigt. Ich würgte an der Schmähung «Hornochse», womit mich der Meister tief getroffen hatte. Es war mir nur ein kleiner Trost, dass ich einer seiner wenigen Meisterschüler und wohl sein fähigster war, wie er mir schon einige Male bestätigt hatte.

Nein, ich wollte nicht Rache nehmen, nichts lag mir ferner als eine niedrige Vergeltung. Dennoch, eine Genugtuung dünkte mich angebracht. Es musste etwas sein, was mich für immer an die Minuten der Verzweiflung, die ich zusammen mit dem Meister, Schulter an Schulter, verbracht hatte, erinnern würde. Etwas ganz Persönliches, worüber sonst niemand verfügte.

Mehr zufällig als absichtlich blickte ich nochmals unter den Flügel, bewunderte einmal mehr, wie subtil der Meister die Pedale bediente. Doch ich sah nicht nur die Füße des Meisters, ich sah noch einen glänzenden Gegenstand. Rasch bückte ich mich. Ich hätte laut jubeln mögen. In meiner Hand befand sich ein Manschettenknopf des Meisters!

Der Meister schien nichts bemerkt zu haben; entrückt sass er am Flügel und komponierte. Nachdem ich mich tief vor ihm, dem Meister, verneigt hatte, verliess ich eilenden Schrittes das Musikzimmer.

Zu Hause legte ich den Manschettenknopf auf das Klavier. Wie herrlich das Perlmutter irisierte!

«Vielleicht», sagte ich ehrfürchtig vor mich hin, «wird dich dieser Manschettenknopf so inspirieren, dass du selber ein Meister wirst ...»

